



Für eine Studentenvorstellung in Graz

am 6. Oktober 1870
zum Besten der Witwen und Waisen gefallener
deutscher Krieger

— — — — —
D deutsches Blut, wie liebtest du zu hadern,
Dich zu befehlen sonst in blinder Wut!
Zusammen quollst aus allen deutschen Adern
Du nun versöhnt in eine Purpurflut.
Im Lagerzelt, in dumpfen Lazaretten,
Da fand der Bruder seines Bruders Hand,
Und siegesfroh begrüßt' in Todesnöten
Sein brechend Aug' ein einzig Vaterland.

Der Märker hat den Bayer treu gefunden —
Verstummt ist im Gemüth, im Schwertgeklirr,
In Siegesjubelklang, bei Blut und Wunden,
Uralter Zwierracht Wortgezanf. — Und wir?
Wie stand's mit uns in

Deutschlands Schlachtentagen?
„Neutral“ war Oestreichs Hand und
Oestreichs Erz —
Neutral? Nicht ganz! das Herz
hat mitgeschlagen,
Das Herz Deutschösterreichs, das
deutsche Herz!

Und fragen deutsche Brüder: Wo gewesen
Seid ihr, als der Entscheidung Stunde schlug,
Als rings, den tausendjähr'gen Bann zu lösen,
Germania nach ihren Söhnen frug,
Als sich in Siegesfreude, Todesnöten
Verjüngt das deutsche Volk, das

Deutsche Reich?
Wir sagen, frei die Stirn von Schamerröten:
Deutschösterreich war mitten
unter euch!

Der wackre Stamm, der deutsches Eisen hämmert,
Bei Gott, der Stamm ist kein Thumelicus:
Schon als es nicht getagt, nur
erst gedämmert,

Flog nordwärts frei so mancher deutsche Gruß.
Nicht ist's der erste, welcher heut' der Grenzen
In Treue spottet — und, so wahr im Schein
Der deutschen Sonne auch die Alpen glänzen,
Es wird nicht unsrer Grüße letzter sein.

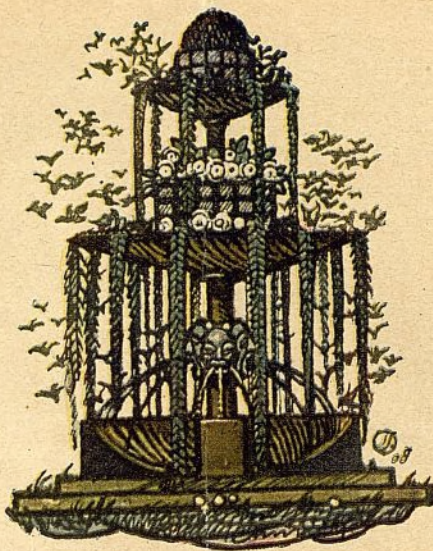
Robert Hamerling

Hamerlings Philosophie

Von Walther Schmied-Kowarzik (Wien)

Philosophie ist das Leitmotiv in Hamerlings Leben. Schon als zwölfjähriger Bub sagt er zu seinen Lehrern im Stifte Zwettl, er wolle „zwar ein recht gelehrter Theologe, aber ein nicht weniger gelehrter Philosoph zugleich werden.“ In seinem 16. Jahr wird der Dichterberuf an Stelle der Priesterlaufbahn zum Ideal seines Lebens, aber die Philosophie bleibt auch hier der Untergrund. „Ich hatte früh gehört (heißt es in seiner Selbstbiographie), daß die philosophische Spekulation dem poetischen Talent Eintrag tue, und daß ich besser dichten würde, wenn ich nicht philosophierte. Ich habe auch gehört, daß Blinde besser hören als Sehende. Aber ich habe dies nie für einen genügenden Grund gehalten mir die Augen auszusteichen.“

In allen seinen Dichtungen ist seine Weltanschauung innerster Kern. Aber von Jugend



P. Segieth

auf ist in ihm das Streben lebendig, seine Überzeugung vom Dasein noch in anderer als dichterischer Form auszusprechen. Und allmählich reißt der Plan eines großen philosophischen Werkes; in den 60er Jahren beginnt die Ausföhrung, die sich, durch dichterische Arbeiten immer wieder unterbrochen, durch mehr als zwanzig Jahre hinzieht. Zuletzt arbeitet der Todkranke in den wenigen schmerzfreien Stunden des Tages oder der Nacht und es gelingt ihm, das Buch zu einer, wenn auch nicht ganz vollendeten, so doch abgerundeten Einheit zu gestalten.

Ein Jahr nach seinem Tod, 1890, erschien das zweibändige Werk.

„Atomistik des Willens“ ist der Name, den es trägt. In dieses knappe Wort hat Hamerling das Ganze seiner Überzeugung eingeschlossen. Er sagt, er hätte auch „Atomistik des Lebens“ wählen können. Aber er zog den Ausdruck „Wille“ vor, der ja schärfer und eindeutiger auf Kraft und Innerlichkeit der Welt hinzielt. Doch muß man den Begriff in seiner weitgespannten Bedeutung nehmen, so daß er nicht nur das absichtlich-bewußte Zweckstreben des Menschen in sich befaßt, sondern jeden Seins- und Lebenstrieb in Mensch und Tier, Pflanze und Stein, also: „das sich bejahende Sein und Leben selbst.“

Damit knüpft Hamerling an eine große Tradition an: man denkt zunächst an Schopenhauer und Hartmann, aber man kann den Gedanken: Wille ist Ursein, weiter zurückverfolgen, bis zu den Naturphilosophen des Mittelalters. Und Hamerling erkennt das Charakteristische dieser Anschauung, nämlich, daß es „ein vorzugsweise deutscher Gedanke ist, den Willen zum obersten philosophischen Prinzip zu machen.“ Von Paracelsus, Helmont und Böhme, über Jacobi, Fichte, Schelling bis in die Gegenwart durchzieht der Voluntarismus die Philosophie unseres Volkes; und die gleiche Seinsauffassung deutet Goethe's Faust in das Johannes-Evangelium hinein: „Im Anfang war die Tat.“

Man kann diese geistvolle Entdeckung über den nationalen Charakter unserer Philosophie ergängen: auch der Gedanke der Atomistik ist ein ausgesprochen deutscher, jener atomistischen Theorie nämlich, die Leibniz (nicht Demokrit) erfannt: der Monadologie. Von Leibniz geht eine geschlossene Kette über Wolff, Schelling, Herbart, Loge, Fechner, Hartmann zu Hamerling.

„Atomistik des Willens“ ist die Antwort auf die Frage nach dem Wesen der Welt. Ist diese Antwort auch ein gemeinsames Gut so vieler deutscher Geister, so ist die Art der Auffassung und Ausgestaltung, in der sie Hamerling vertritt, neu und eigen, insbesondere die Verteidigung im Kampf mit Kantischen und Neukantischen Lehrmeinungen.

Das, was wir als Außenwelt sinnlich wahrnehmen, ist ein Bild in unsrem Bewußtsein, ist Erscheinung. Luftschwingungen sind es, die durch Einwirkung auf unser Ohr den Klang erzeugen; der Klang existiert also nicht ohne ein Ohr, ist also nicht Eigenschaft, sondern Wirkung der Dinge. Und wie der Klang, so ist Farbe, Geruch, Geschmack, Wärme subjektiv; und subjektiv ist das nach den physikalischen und physiologischen Gesetzen des Auges konstruierte räumliche Anschauungsbild. Darüber sind Philosophen und Naturforscher einig.

Was ist die Welt aber, wenn sie nicht das ist, was die Sinneswahrnehmung zu erfassen vermeint? Der skeptische Kant hatte gelehrt, man könne nicht ergründen, was die Dinge an sich selbst seien, man müsse sich begnügen, zu wissen, wie sie erscheinen. Goethe dagegen sprach das zuversichtliche Wort: „Ob nicht Natur sich endlich doch ergründe?“ und Hamerling folgt der Zuversicht, nicht dem Zweifel.

Was ist das An-sich der Dinge? Was ist das Sein an und für sich? Das eine steht fest: ein jeder erfährt ein Stück des Seinsganzen, wie es an und für sich ist: sich selbst. Die Außenwelt erlebt das Ich als Erscheinung, die Innenwelt aber in ihrem wahren Sein. „Ich bin“, des Cartesius Entdeckerwort, ist „der zündende Lichtblitz der modernen Philosophie.“ Hamerling aber erweitert diese Erkenntnis: von der Menschenseele auf die ganze Welt. Was kann die Außenwelt in ihrem An- und Für-sich-sein anderes sein als — ein Für-sich-sein, ein Ich-sein, ein Erleben? Das sinnlich wahrnehmende Bewußtsein erfährt nur die Außenwelt der Wirklichkeit, nur den farbigen Schleier, den die Sinne weben, erfährt nur die Wirkungen des Seins; das fühlend-wollende Bewußtsein — Schopenhauer sprach's zuerst aus — erlebt ein An- und für-sich, erlebt das innerliche, wirkende Sein selbst. Das wollende Ich ist das Wesen der Welt.

Die Welt — ein wollendes Ich? Kann die Naturwissenschaft diesem Ergebnis zustimmen? Ist das nicht eine Vermenschlichung, eine Naturbeseelung, wie wir sie dem Dichter, nicht dem Philosophen gestatten? Aber Hamerling geht gerade von den naturwissenschaftlichen Ergebnissen aus: die Naturwissenschaft will ja kein lehtes Wort über das An-sich-seiende sprechen; sie stellt nur Maße und Beziehungen fest, die unverbrüchlich zu gelten haben. Das Wesen des Seienden beschreibt sie nicht, deutet sie nur im Umriß an: es muß ein Wirkendes sein und muß aus Teilen bestehen, aus unteilbaren Einheiten, aus Atomen (Ur-atomen, nicht chemischen Atomen).

Wirkendes Atom, Kraft-Einheit — dieser naturwissenschaftliche Begriff weist in die Richtung, in der der philosophische Begriff liegt: Wollendes Ich. „Das Seiende (sagt Hamerling) ist subjektiv betrachtet: Ich; objektiv betrachtet: Atom. Beide sind identisch mit dem, was man das Ding an sich oder das An-sich der Dinge nennt.“

Das ist kein Hineintragen spezifisch menschlicher Züge in die Natur, sondern die Entdeckung eines Parallelismus zwischen Physischem und Psychischem, zwischen Wahrnehmung von außen und innerem Erleben. Ist es ja kein Zufall, daß „Atom“ und „Individuum“, das griechische und das lateinische Fremdwort, dasselbe besagen: unteilbare Einheit.

Die Welt ist also eine bunte Vielheit von „Seins-, Lebens- oder Kraftpunkten“, von wollenden Atomen, wirkenden Ich-einheiten. „Der ausdehnungslose Punkt, auf welchen für unsre Auffassung das Sein zusammenschrumpft, der Punkt des Atoms ist der Punkt des Archimedes — $\delta\acute{o}\varsigma \mu\omicron\iota \pi\omicron\varsigma \sigma\tau\acute{\epsilon}\rho$! Er ist der Punkt außerhalb des Ich, den das Ich braucht, um sich über sich selbst hinauszuschwingen, das All des Gedankens zu bewegen und mehr zu sein als ein wahnwitziger Traum, der sich selber träumt.“

Für Descartes brach die Welt in zwei unvereinbare Teile auseinander: hier Seele, dort



Einsamkeit

Karl Sterrer (Wien)

Ayuntamiento de Madrid

Materie, hier das lebendige „Ich“ des Menschen, dort das tote „Es“ des Stoffs. Und diese unüberbrückbar scheinende Kluft, diesen quälenden Zwiespalt und Dualismus löst Hamerlings monistische Philosophie, die in dem toten „Es“ ein ich-verwandtes „Du“ entdeckt. Die kontinuierliche Materie ist nur ein Schein, ein Sphingengespenst, das unsre Sinne vortäuscht; der Spuk verschwindet, sobald unser geistiges Ohr das tausendstimmige „Ich“ vernimmt, den Chor des sich selbst bejahenden Lebens.

Jede Monade ist eine Konzentration des Universums, ein Mikrokosmos; in jedem Ich offenbart sich das All auf eigentümliche Weise: das Unendliche ist im Endlichen, nicht außer ihm.

Die Wirkung der Monade zeigt die Polarität der Ichheit und Allheit: sie geht von einem ausdehnungslosen Punkt aus und erstreckt sich doch in die Fernen, ist Abstoßung und Anziehung. Jede Wirkung ist Zustandsmitteilung: der Stoß, den ein elastischer Körper auf einen anderen ausübt, ist Mitteilung des Geschwindigkeitszustands. Zustandsmitteilung ist aber eine Art Verschmelzung; im Stoß ist sie nur flüchtig und oberflächlich; höhere Form der Wirkung ist innigere Einsverbindung wie z. B. im Organismus, dessen Gesamtbewußtsein die Reiz- und Empfindungszustände der Sinnes- und Nervenzellen miterlebt.

Der ganze Kosmos baut sich aus der Wirkungsmannigfaltigkeit der Lebenspunkte auf; alle Naturdinge bestehen aus Gruppen von Atomen: der Erdklumpen ebenso wie das Lebewesen, unterschieden nur durch die Innigkeit des Wirkungszusammenhangs. Der Organismus ist eine so völlige Einsverbindung der Monaden, daß er den Charakter einer geschlossenen Einheit trägt: er ist eine Monade höherer Ordnung.

Der „Lebensdrang“ der Monade ist nach Hamerling das Prinzip der schöpferischen Entwicklung; er schafft und vervollkommenet die organische Form und ihm ist zugleich die Schönheit der Natur zu danken; denn „schön ist alles rein Entwickelte.“

Wie in jedem Seinspunkt, so ist auch in der Menschenseele die Polarität von Abstoßung und Anziehung, von Ichsinn und Allsinn gegeben; ist ja doch die Liebe (nach einem Ausspruch Kants) der Gravitation zu vergleichen. Auf dem Ausgleich zwischen Ichsinn und Allsinn beruhen Sittlichkeit und Glück, der Mensch soll „die strengste Abgeschlossenheit und Unabhängigkeit des persönlichen Ich von der Außenwelt mit der unbedingten Selbstlosigkeit und Hingebung an das Ganze, an die Zwecke des All vereinigen.“ So ist Hamerlings Altruismus nicht auf Humanität beschränkt, sondern zu einem Weltgefühl erhoben, das alles Sein, auch Tier und Pflanze, in sich begreift. Aber neben diesem Unendlichkeitsstreben ist auch der Ichsinn als ethisch anerkannt in der Forderung, daß das Ich „sich in seiner Eigentümlichkeit, in seiner persönlichen Einzigkeit mit aller Kraft bejahen, behaupten, betätigen.“

Die Entfaltung des Ich zur allseitig sich auswirkenden Gesamtpersönlichkeit ist das Schlüsselwort von Hamerlings Individualismus des Lebens. Und er selbst hat als Mensch, einem harten Schicksal zum Trotz, seine Philosophie gelebt.

Miramare!

Miramare, in dem Klange,
In dem Rhythmus deines Namens
Liegt dein Bild und ganzer Zauber;
Aus dem Ton und Fall der Silben
Deines Namens, Miramare,
Ruf ich spielend eine Welt
Tändelnd neuer, junger Verse,
Ruf ich helle Charmegestalten,
Ruf ich eine einzig-liebe
Helle, klingendschöne Frau! —
Und wie goldne, junge Münzen,
Justgeprägte, hin zum Meere,
— Meere, mare, Miramare —
Abwärts eine kühle, kalte
Blendend-weiße Marmortreppe
Tändeln, hüpfen, rollen, springen,
Singend mit dem eignen Golde, —
Sollen diese Verse rollen
In die See und in die Seele
Einer fernen, ungekannten
Unbegehrten, schönen Frau!

A. Berendts

Den Prager Studenten!

Wir Alle tappen tastend durch die Welt,
Euch hat der Herr auf festen Platz gestellt.

Vor uns ein ungetaner Pflichtenberg,
Ihr steht nur fest — und schafft ein großes Werk.

Wenn Euer Fieber blüht im Quartenschein,
Ihr schlagt nicht nur auf den Pausanten ein.

Mein, in ureniger p. p. Suite hängt
Ihr mit dem fremden Volk, das uns bedrängt.

Wenn Ihr in Farben grabenabwärts zieht,
Ist's Euch egal, ob Euch ein Mädel sieht,

Denn nicht als Zier ist Euer Band gemeint,
Ein rotes Reistuch ist es Eurem Feind.

Wer einsam je auf deutschem Posten stand
Jahrhundertweit, ist Euer Sekundant.

Wer je aus dunklem Druck zum Himmel sah
Nach deutschem Glanz, ist Euch vertraut und nah.

Was hundertmal geboren und verging,
Ihr schafft es neu, Ihr seid der letzte Ring

Der Kette, die das weite deutsche Land
Jahrtausendlang mit Blut und Stahl umspannt.

Denn Eure Narben grub die deutsche Pflicht,
Aus Euren Farben strahlt das deutsche Licht!

Robert Zohlsbaum (Wien)

Die Jugendliebe

Von Alfred Frank

Frau Lotte ging Einkäufe machen. Ihr Mann war natürlich noch nicht aus dem Büro zurück und noch nicht zuhause. Ihr Mann war überhaupt nie zuhause, wenigstens tagsüber. Nun waren sie drei Monate verheiratet und schon ließ ihr Mann sie immer so lange allein. Gewiß, er konnte ja nichts dafür, und sie mußte ja eigentlich froh sein, daß sie so einen guten, arbeitsamen Mann hatte, aber das Alleinsein ist doch eine zu langweilige Sache.

Deshalb ging sie immer, wenn sie sich so allein fühlte, Besorgungen machen, da traf man doch wenigstens ein paar nette Leutnants, die einem „Augen machten“, wenn sie auch nicht so heftig waren wie früher, als sie noch unverheiratet war.

Oh ja, sie hatte Verehrer gehabt, und nicht nur Verehrer, sondern auch so manche Jugendliebe. Da war zum Beispiel der Fred Anders, der einzige Sohn von dem reichen Kommerzienrat Anders. Ja, der war „eigentlich“ ihre allererste Liebe gewesen, aber eine Heirat war natürlich zwischen ihnen unmöglich, er, der reiche Erbe, der einmal eine große gesellschaftliche Stellung einnehmen sollte, und sie, die Tochter des armen Oberpostsekretärs! Aber, wer hatte denn auch damals überhaupt daran gedacht, sie liebten sich eben gerade so, wie es kam und wie man sich mit sechzehn Jahren liebt.

Frau Lotte trat in ein Geschäft für Bilderrahmen, um das „Abendmahl“ von Leonardo abzuholen, das sie dorthin zum Einrahmen gebracht hatte. Die Verkäuferin ging, um nachzusehen. Frau Lotte stand allein im Laden. Da öffnete sich die Tür und es trat ein elegant gekleideter Herr herein.

Frau Lotte dachte, das Herz sollte ihr stille stehen: „Fred“ —

Er hatte sie offenbar nicht erkannt. Die Verkäuferin kam zurück.

„Sind die beiden Bilder fertig, Fräulein?“ fragte er.

„Jawohl, ich habe sie hier eingepackt bereit gelegt.“

Lotte kämpfte einen schweren Kampf. Sollte sie ihn ansprechen? Das Herz klopfte ihr zum Zerplatzen. Sollte sie —? Doch ja, was war denn dabei, sie wollte ihn doch wenigstens fragen, wie es ihm ginge.



Mondnacht

Fritz Erler (München)

„Guten Tag, Herr Doktor.“
„Ja, Lotte, bist — sind Sie es denn wirklich?“
„Ja, ja, ich bin's, aber wie kommen Sie denn hierher?“

„Ich bin hier, um in einer unserer Filialfabriken nach dem Rechten zu sehen, aber was machen denn Sie hier in diesem Nest?“

„Ich bin hier verheiratet, seit drei Monaten.“

„Verheiratet! Sie, Lotte, verheiratet!“ — Sie zählten und gingen. —

„Nun gratuliere ich Ihnen mal zuerst zum bestandenen Examen. Ich las es in der Zeitung.“

„So, so, ja ich danke Ihnen. — Sagen Sie, denken Sie denn manchmal an die Zeit zurück, damals in Kolberg? Es sind — warten Sie mal — ja, es sind acht Jahre her.“

„Oh ja, ich denke noch oft daran.“ Sie lachte in ihren Muff hinein, eine Angewohnheit, die er an ihr wiedererkannte. „Fred, ich,“ — sie stockte, „ach was, jetzt kann ich es Ihnen ja sagen, ich habe Sie wirklich sehr geliebt.“

„Ja, ich Sie auch. Sie waren in der Tat meine erste Liebe.“

„Sie auch meine erste, Fred.“

„Na, na, der Willy.“

„Nein, das war nichts Rechtes, damit habe ich Sie nur immer eifersüchtig machen wollen. Meine erste Liebe waren Sie.“

„So, so, gnädigste Frau?!“

„Reden Sie nicht solchen Unsinn: „gnädigste Frau!“

„Na, schön, dann werde ich wieder „Lottchen“ und „Du“ sagen.“

„Nein, „Du“ nicht. „Lottchen“ und „Sie“, das will ich Ihnen eventuell gestatten, — wenn Sie sehr nett zu mir sind.“

„Also gut, dann sagen Sie mal, Lottchen, warum gratulieren Sie mir denn nur zum Examen?“

„Nur? Wozu denn noch?“

„Wissen Sie denn nicht, daß ich mich vor einem halben Jahr verlobt habe?“

„Sie — haben — sich — verlobt?“

Ihr war, als ob sie versinken müßte. Es war ja Unsinn, sie sagte es sich ja selbst, aber im Stillen, ohne sich dessen bewußt zu sein, war sie doch noch immer ein wenig stolz darauf gewesen, daß er — so glaubte sie wenigstens — doch wohl noch manchmal an sie dachte, und sie wohl — auch liebte, nur eben auf andere Art als früher. Und nun!

„Ja, wer ist sie denn, wie sieht sie denn aus, wo haben Sie sie kennen gelernt, kenne ich sie und — lieben Sie sie denn?“

„Ich kann sie Ihnen sogar gleich zeigen, denn ich habe eben zwei Photos von ihr aus dem Geschäft geholt, in dem wir uns trafen, aber hier unter den vielen Leuten geht es nicht.“

„Dann gehen wir in die Seitenstraße dort, ich muß die Bilder sehen!“

Sie bogen ab. Lotte wickelte die Bilder mit der Langsamkeit eines Menschen aus, der die deutlich vorgefühlte Niederlage so lang wie möglich hinausschieben möchte.

„Oh, die ist schön — —!“

„So, so.“

„Und Sie lieben sie wohl sehr?“

Ihre Augen fragten ängstlich.

„Ja, natürlich, sonst hätte ich mich doch nicht verlobt.“

„Ja, natürlich —“

Sie gab nach einem langen Blick die Bilder so zurück, wie sie sie genommen hatte.

„Fred, wenn wir uns nicht mehr sehen sollten, — wir trafen uns ja nur durch Zufall, — Fred, dann wünsche ich Ihnen alles, alles Gute.“

„Ich danke Ihnen, Lottchen, ich glaube gewiß, daß Ihr Wunsch in Erfüllung gehen wird.“

„Und Fred,“ — sie sprach immer langsamer, — „ich weiß ja eigentlich garnicht, ob ich Sie darum bitten darf, — denken Sie auch mal an mich, ich — ich habe Sie — damals — wirklich sehr lieb gehabt.“

„Aber Lottchen, das klingt ja fast sentimental, das kenne ich ja garnicht an Ihnen, natürlich, ich werde noch oft an Sie denken. — Seine erste Liebe vergift man doch nicht,“ fügte er lächelnd hinzu.

Sie sah auf den Boden: „Nein, man vergift sie nicht,“ und, ihm fest in die Augen sehend: „Adieu, Fred, ich habe mich im Kino verabredet.“

„Adieu, Lottchen.“ Sie gaben sich die Hände und gingen, halb seitlich, langsam von einander fort, sich immer noch ansehend.

„Oh Gott, Fred, — oh Gott.“

Sie drehte sich um und verbarg das Gesicht in ihrem Muff, eine Bewegung, die er an ihr nur kannte, wenn sie ein schelmisches Lachen verbergen wollte.

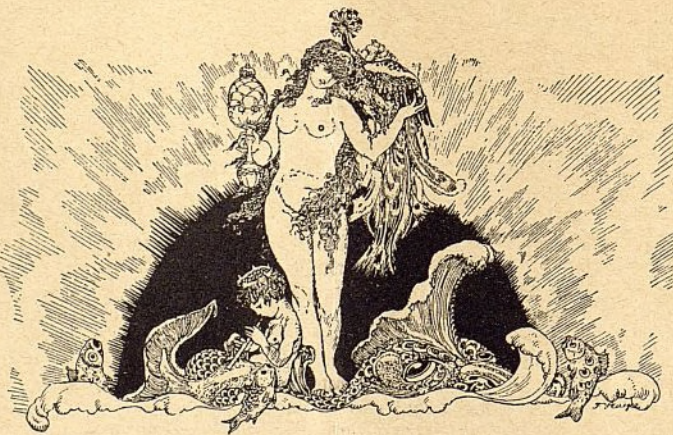
Als Frau Lotte den Kino betrat, war gottseidank gerade das Licht ausgemacht, sodaß ihre Bekannten nicht ihr Gesicht sehen konnten.

Sie sah nicht die Bilder. Sie hörte nicht die Menschen um sich lachen. Ihre Gedanken gingen im Kreise. Ach was, das war ja alles Unsinn! Das mußte doch mal kommen! Sie redete sich. Nein, sie wollte sich dadurch nicht ihre Stimmung verderben lassen! Wozu auch? Lebte sie nicht glücklich mit ihrem Mann? Gewiß! Er war doch so gut zu ihr, und was hatten sie für eine nette, gemütlich eingerichtete Wohnung! Jawohl, sie wollte sich ihr Leben nicht trüben lassen. Und, wenn es eben nicht anders ginge, dann — gewiß, das war noch keine Untreue — dann wollte sie ein wenig, nur ein ganz klein wenig an Fred denken; — — —

Das war im Januar.

Im Oktober las Fred Anders in der Zeitung: „Die Geburt eines gesunden Knaben zeigen hocherfreut an — — —“

Er zeigte seiner jungen Frau die Notiz und sagte: „Schau, schau, die Lotte —.“



Ferd. Staeger

Die Göttin des Glücks

Sie hatten auf dem Hügel vor der Stadt, Des Glückes Göttin hold für sich zu stimmen, Ein Heiligtum erbaut und heute endlich Ward feierlich ihr Tempel eingeweiht. Und als sie nun mit festlichen Gesängen Die Göttin riefen, da geschah das Wunder: Auf ihrem Rad, das Füllhorn in der Hand, Erschien die Göttin selbst in ihrem Tempel Und sprach mit ihrer Stimme, die Gesang war: „Ihr riefet mich; hier bin ich.“ — Auf die Knie Fiel da die Menge. Aber sie: „Erhebt euch! In diesem Horn ruhn heut nur heitre Lese. Greift einer nach dem andern in dies Füllhorn, Zieht euch ein Los, heut bin ich hold gesinnt!“ — O, welch ein Jubel da die Herzen füllte, Welch Hasten um die Göttin, welch ein Jauchzen! Und alle, alle drängten sich um sie, Das helle Los zu ziehn, das sie heut schenkte, Und ihres Lächelns einen Strahl zu haschen. Nur Klytias, der Weise, hielt sich abseits Und zog kein Los. Sie rief ihn: „Wählst du nicht? Auch dir halt' ich ein holdes Los bereit!“ — Da folgt ihr Klytias, der Leiderprobt, Und senkt sein schneebedecktes Greisenhaupt Und griff ins Füllhorn und sprach dieses Wort, Darin sein Leben war und seine Weisheit: „Nur, was mir nicht geschieht, ob hell, ob dunkel, Bedeutet mir Gewinn. Es gibt kein Glück, Das mir von außen kommt. Ich hab' den Frieden, Solange ihn kein neuer Zufall stört!“ — Sie lächelte: „Und dennoch folgest du Und zogst dein Los!“ —

Da öffnete er die Hand. Die Hand war leer. Und sprach: „Verzeih' mir, Göttin! Nur, was uns nicht geschieht, nur das ist Frieden!“

Hugo Salus

Sterben

Von Carl Marilaun (Wien)

Der Simmerlwirt von Scheiffing war seit Himmelfahrt Mariae nicht mehr vor die Stubentür gekommen, und wie nun seine Hausherin beim Kramer die Wachstöße für Lichtmeß holte, ließ sie sich auch gleich eine schöne lange Sterbekerze aus reinem Bienenwachs mit den fünf Wundmalen Christi und dem wunderthätigen Namenszug unserer lieben Frau miteinpacken. Denn da war erstens die Gicht, die den Simmerlwirt aber schon schauderhaft plagte. Und es waren die geschwellenen Füße und das verfluchte Asthma, das ihm den letzten Rest von Lebensfreudigkeit aus dem wie ein Blasebalg schnaufenden Brustkasten herauspumpt; dazu kam der harte Winter und überhaupt: der Simmerlwirt von Scheiffing war dreiundachtzig Jahre alt.

Und nun lag er in seinen rotgewürfelten Bettpolstern, hatte mit der Hausherin das Irdische und mit Hochwürden dem Pfarrer das Himmlische bestellt, und seinem christlichen Abscheiden war eigentlich nichts mehr im Wege als daß der Straßwalcherl Dominik, Besitzer dahier, sich mit der Aurelia Fastenbauer, ledig, katholisch, vierundzwanzig Jahr alt, für denselben Tag zur Hochzeit angesagt hatte, an dem der Alte oben im ersten Stock das Zeitliche zu segnen anging. Weil es aber bei einer



Puppen

Leo Putz (München)

Hochzeit in Scheifling nicht anders als anderswo abgeht, nämlich nicht ohne Bieranschlagen, Schweineabschneiden und den Neubauerischen der Feuerwehrkapelle, kann man es wohl als ein rechtes Kreuz bezeichnen, daß dem Simmerwirt gerade an einem Tag das Sterben einfiel, an dem nicht einmal recht die Zügglocke für ihn geläutet werden konnte, weil der Mesner beim Hochzeitsläuten war.

Auch Hochwürden der Pfarrer hatte seine Not, hie den Abscheidenden in ein unvergleichlich besseres Jenseits hinüberzuträfen, und dort am Traualtar

den Straßwalcherl Dominik mit der Aurelia Fastenbauer für Diesseits zu verbinden. Aber schließlich war beides besorgt, wenn auch nicht verhindert werden konnte, daß der Pfarrer zwischen den heiligen Handlungen rechtschaffen ins Schwitzen kam; und während sich der Brautzug auf den Weg ins Simmerwirtshaus machte, schob die Hauslerin das Spanferkel und die gefüllten Kalbsbrüste in die Röhre, holte den schwachsinigen Bikerl von den Säuen herein und stellte ihn zum Aufpassen an den Herd, um sich auf ein Vater-

unserlang hinauf zum Wirt zu begeben. Zuerst aber hielt sie Generalmusterung im Extrazimmer und hängte der Kellnerin, die mit dem Aufdecken noch nicht fertig war, ein großmächtiges Maul an.

Wie sie dann mit einem von Ärger und Ruchendunst hochrot lackierten Gesicht in den ersten Stock hinaufstieg, lenkte sie den Sinn von der Kellnerin und den Kalbsbrüsten auf den sterbenden Simmerwirt, verbannte die irdischen Gedanken aus ihrem Gemüt und nestelte einen in Jericho geweihten



Terrainspekulanten

„Gestern hab ich das Deck der ‚Vaterland‘ angekauft. Das gibt schöne Villenbaupläge!“

Rosenkranz aus Altöttinger Birnholz hinter der weißen Schürze hervor. Sie machte leise die Tür der Krankenstube auf und setzte sich ans Bett. Durch die Fenster läuteten die Hochzeitsglocken des Straßwalcherl Dominik und läuteten auch gleich dem Simmerlwirt eine selige Wegzehrung zu. Und während die Hauserin den Rosenkranz für die abgestorbenen Seelen im Fegfeuer zu beten anhub, schaute sie sich mit den kundigen Blicken einer, die sich auf dergleichen versteht, den Kranken an und überlegte: erstens, wie lang er es wohl noch ermachen würde, und zweitens, ob der faudumme Vikerl das Spanferkel nicht etwa anbrennen lassen wird. Wenn aber die Hauserin von diesem anstrengenden Tage schon heiß war, so würde ihr jetzt beim Denken an das Spanferkel noch erheblich heißer und es muß gesagt werden, daß an ihrem Rosenkranzbeten für den Wirt nicht eigentlich die richtige Andacht war.

Der Simmerl schob seinen dreiundachtzigjährigen, zu Pergament eingeschrumpften Vogelkopf

gemach und mühselig zu seiner Vorbeterin hinüber und sah sie mit den leeren Augen der Sterbenden eine ganze Weile an. Er wußte gut, daß es aus mit ihm war, und verstand, daß es um seine eigene arme Seele ging, was die Hauserin mit fliegenden Lippen von ihrem birnholzenen Rosenkranz herunterbetete.

Aber — und er wühlte sein ausgelöschtes, müdes Gesichtchen kraftlos aus den Polstern hervor — war er denn schon tot, der Simmerlwirt? Oder was war das dann für ein Marsch, den sie jetzt die Dorfstraße hinaufmüschten? Der Simmerlwirt hörte deutlich Musik. Sie . . . sie spielten auf zu seiner Leiche, unten vorm Haus. Flügelhorn und Zugtrompete waren dabei, die Tschellen führen drein und vom Thung-Thurum der großen Trommel begannen nun schon die Fenster-scheiben der Stube leise zu klirren; die Hauserin aber betete verzagt: „Allen abgestorbenen Christgläubigen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen!“

Es war der Hochzeitszug des Straßwalcherl Dominik, der näher kam und von dem der Simmerlwirt in seinem Totenbett nun freilich nichts wußte. Seine Augen wurden glasig und fingen an, langsam und ruhelos wie zwei Uhrenpendel in ihren tiefen Höhlen herumzuwandern. Unten aber schnarchte das Bombardon, das der dicke Schuchnigg-Mois mit einer wahren Herzensfreude blies, und die große Trommel schmetterte dumpf den Takt, den der Simmerlwirt in sein ausgelöschendes Bewußtsein mithinübernahm. Gewiß, dämmerte es ihm irgendwie noch auf, gewiß waren das nun die paar Handvoll Friedhofserde, die sie ihm hinunter auf seinen Sarg warfen: der Pfarrer und die Hauserin, und die Apollonia, sein Weib, die aber schon lange gestorben war und bei seiner Leiche also eigentlich nimmer viel zu suchen hatte . . .

Der Simmerlwirt war eingeschlafen. Er zog stoßweise den Atem ein und röchelte ihn leise wieder aus, und es weckte ihn nicht weiter auf, daß der



Ich grüb' es gern in alle Kinden ein,
An jede deutsche Türe möcht' ich's schreiben:
Das einz'ge Mittel, deutsch zu bleiben,
Ist: deutsch zu sein.

Robert Hamerling †

F. Staeger

Hochzeitszug nun vor dem Simmerlwirtshaus eingetroffen war und die Feuerwehrcapelle den ersten Tusch auf den Straßwalcherl und seine junge Bäuerin ausbrachte.

Die Hauserin schob ihren Rosenkranz ein und stürzte hinunter in die Küche, wo der Bikerl bei den gefüllten Kalbsbrüsten wie der Bock auf einer Leiter stand. Sie gab ihm einen Schubbs und rückte die Suppe vom Ofenloch; draußen schlug der Schankbursche das Bier an und die Hauserin schickte den Bikerl hinauf zum Wirt, daß er nicht so mutterseelenallein und von allen Heiligen verlassen sein Abges von dieser Welt machen müsse. Sie selber aber ließ die Suppe anrichten, band eine neue, blühweiße Schürze um und begab sich ins Extrazimmer, um das Brautpaar und Hochwürden den Pfarrer bei der Ehrentafel zu begrüßen.

Der Bikerl putzte sich vor der Tür des Simmerlwirts Stiefeln und Nase, klopfte hernach an und wartete mit der gestrickten Zipfelhaube in den Händen auf das Herein. Weil aber von drinnen gar nichts dergleichen kam, zog der Bikerl überlegend auf, fuhr sich mit dem Ärmel reinigend über die Nase und machte die Tür in Gottesnamen selber auf, gerade nur so weit, um sich ganz schmal ins Zimmer hineinschieben zu können. Beim Wiedergumachen sagte er: „Griß God a, Simmerlwirt!“

Er tat ein paar Schritte zum hochaufgeschicketen Bett hin, schob die Zipfelhaube in den Hosensack und sah sich den Sterbenden einmal an. Der lag mit den wandernden Augen tief in den Polstern, zog die Luft rassend ein und aus, und durch die Hände, die gelb und welk auf der Bettdecke lagen, lief zuweilen ein sonderbares, leise hinrieselndes Zittern. Und der Bikerl sagte voll Demut: „D' Hauserin hod mi affagschickt, Simmerlwirt, nachschaun, wias enk geht ...“

Aber dem Simmerlwirt war nicht ums Reden. Und so verstummte auch der Bikerl und schaute bloß ineinensfort den Alten an: seinen verkniffenen, zahnlosen Mund, der um Luft rang, und den bein-gelben, kahlen, gefurchten Schädel, auf dem reihenweise kleine, glänzende Schweißperlen standen. Dem Bikerl war gar nicht wohl zumute, aber er mußte sich jetzt auch noch die Hände des Simmerlwirts anschauen, von deren Fingern der Rosenkranz der Hauserin herabgefallen war. Wie erlöst lagen diese steinharten, faltigen und verknöteten Greisenhändchen beieinander, und wenn nicht immer wieder einmal jenes frierende Rieseln durch die beinernen Finger gelaufen wäre, hätte sie der dumme Bikerl für tot, für zwei uralte, seltsame Tiere halten mögen, die sich zum Schlafen auf der gewürfelten Decke zusammengefunken hatten.

Und mit diesen zwei Händen hatte der Simmerlwirt dem Bikerl gewiß mehr als eins hinter die Ohren gegeben. Wie das der Schwachsinige am Sterbebett des Alten erwog, wurde ihm sonderbar schwül zumute und die Angst kroch mit leisen, grauen Spinnenfüßen aus jedem Winkel der Stube auf den Bikerl zu. Nie hatte er diese Stube betreten dürfen, diese Stube mit den schönen, zirbenhölzernen Möbeln, den Bildern an den Wänden und dem mit schwarzer Wachseleinwand überzogenen Sofa. Und jetzt stand er, der Bikerl, der sein Bett unten im Stall hatte, mitten drin im guten Zimmer des Simmerlwirts, drehte die wollene Haube nachdenklich in den Händen herum und schaute seinem Herrn sterben zu.

Es war so still hier, daß man das Ticken der Uhr hörte. Schwer und melancholisch läutete der Perpendikel durch die Stube hin und her, hin — und — her. Eine Winterfliege summt über die Scheiben, und so oft sie mit dem dicken, haarigen Kopf ans Fenster stieß, lief ein feines Klirren über das Glas und vom Fenster her durch das ganze große, stille, graue Zimmer, in dem die harten Atemzüge des Alten rangen.

Und unten war Hochzeit. Das ist schon einmal nicht anders in einem Wirtshaus, das weit mehr fürs Leben als für den Tod eingerichtet ist. Unten wurde mit Gabeln und Messern an die Teller geklopft, deutlich hörte man das herauf,

und der Pfarrer begann zu reden. Und weil man beim Pfarrergeschäft gleichermaßen für den Tod wie für das Leben eingerichtet sein muß, hielt Hochwürden der Pfarrer, der vor einer kleinen Stunde zur letzten Dlung dagewesen war, dem jungverheirateten Straßwalcherl Dominik und seiner Ehegattin den ersten Trinkspruch zur Hochzeit. Was er redete, konnte man oben im Zimmer des Simmerlwirts nicht verstehen. Aber man hörte deutlich, wie die Stimme die Wände heraufkam, man hörte, wie er da unten würdevoll und launig seine Worte setzte und wie sie odjeh und is-eh-a-so machten, wenn der geistliche Herr ins Schwarze getroffen hatte. Das alles hörte man und der Bikerl hielt den Atem an sich. Der Perpendikel der Uhr ging schwer und melancholisch über die Wand hin und der Kranke war ganz still geworden.

Der Sauknecht drehte scheu und angstvoll seinen horstigen, runden Idiotenkopf zum Simmerlwirt hinüber. Der lag mit weitoffenen Augen in seinem Bett und schaute den Bikerl an. Unverwandt den Bikerl, an dem nichts zu sehen war, und das schwachsinige Knechtel wartete, daß ihn der Wirt jezt und jezt fragen würde, was denn er, der Bikerl, da heroben in der Stube suche und warum er nicht unten bei den Säuen sei.

Aber der Simmerlwirt sagte und fragte nichts, sondern schaute mit seinen ganz klar werdenden Augen den Buben an. Unten redete noch immer der Pfarrer. Und der Wirt in seinem Bett sagte — daß heißt, er mahlte erst eine ganze Weile mit den Kiefern, ehe er auf dieser Welt noch einmal reden konnte — also er sagte: „Jezt, wos pröbngt unsa Pforra?“

Der Bikerl fuhr sich dienstwillig mit der Zunge über die Lippen. Und leise, voll Andacht sagte der Kretin: „Da ... da Straßwalcherl Dominik ... da Straßwalcherl hot Hozat, Simmerlwirt.“

„So, Hozat hot a,“ sagte der sterbende Simmerlwirt. Und er dachte — aber wer will sagen, was der Simmerl dachte, während sie unten mit den Gläsern anstießen und die Feuerwehr einen Tusch blies, daß die Scheiben dröhnten. Vielleicht dachte er an sein Weib, die Apollonia, die einmal runde Wangen gehabt und ein ansehnliches, gefundenes Stück Weibsbild gewesen war. Jezt lag sie unten in der Grube und er fuhr ihr nach. Es war ihm nichts drum. Sterben müssen alle, und mit dreiundachtzig Jahren ist es Zeit, andern Platz zu machen. Kommen immer andere nach, drängen rechtschaffen nach, die Jungen, ist keine Sorge drum.

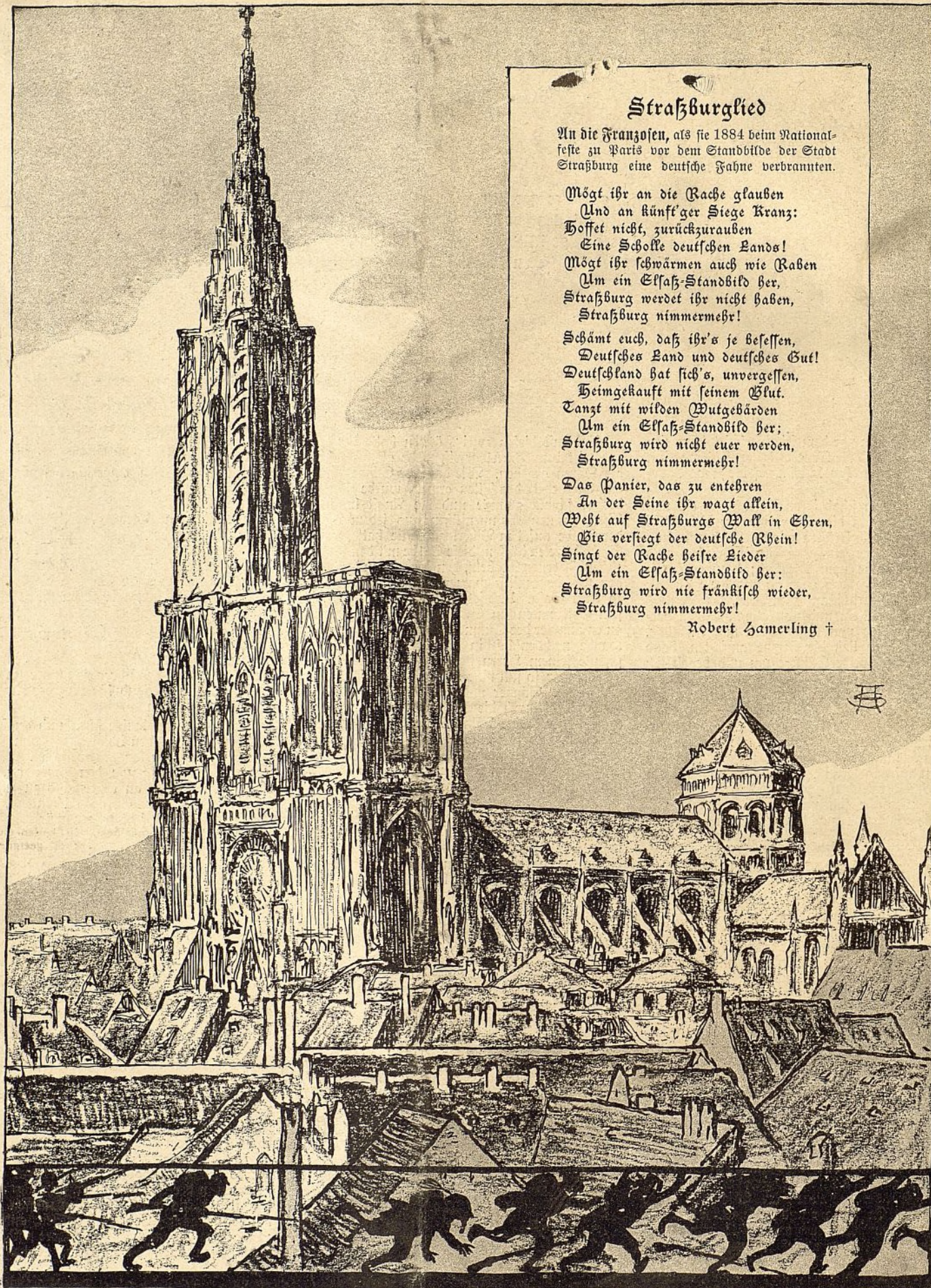
Also der Straßwalcherl Dominik heiratete!

(Schluß auf Seite 888)



Der Wanderer

Emil Bchner



Strasburglied

An die Franzosen, als sie 1884 beim National-
feste zu Paris vor dem Standbilde der Stadt
Strasburg eine deutsche Fahne verbrannten.

Mögt ihr an die Rache glauben
Und an künft'ger Siege Kranz:
Hoffet nicht, zurückzurauben
Eine Scholle deutschen Lands!
Mögt ihr schwärmen auch wie Raben
Um ein Elßas-Standbild her,
Strasburg werdet ihr nicht haben,
Strasburg nimmermehr!

Schämt euch, daß ihr's je besessen,
Deutsches Land und deutsches Gut!
Deutschland hat sich's, unvergessen,
Heimgekauft mit seinem Blut.
Tanz mit wilden Wutgebärden
Um ein Elßas-Standbild her;
Strasburg wird nicht euer werden,
Strasburg nimmermehr!

Das Panier, das zu entehren
An der Seine ihr wagt allein,
Weht auf Strasburgs Wall in Ehren,
Bis verzieht der deutsche Rhein!
Singt der Rache heisse Lieder
Um ein Elßas-Standbild her:
Strasburg wird nie fränkisch wieder,
Strasburg nimmermehr!

Robert Hamerling †

A. Schmidhammer